

# Erlebnisse eines St. Galler Neubürgers

Autor(en): **Mayer-Schneider, Erich**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Gallus-Stadt : Jahrbuch der Stadt St. Gallen**

Band (Jahr): - **(1976)**

PDF erstellt am: **14.08.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-948540>

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

## Erlebnisse eines St.Galler Neubürgers

Kennen Sie, liebe Leserinnen und Leser, die Neubürger-Anekdote aus einer Bürgerversammlung zu Beginn unseres Jahrhunderts? Damals ging es bei der öffentlichen Abstimmung über Bürgerrechtsgesuche manchmal recht temperamentvoll zu. Item, ein Württemberger fand Gehör und Aufnahme in St.Gallen. Ein Jahr später, wieder stehen Bewerber zur Aussprache. Da erhebt sich unser frischbacken-einjähriger Stadtbürger und ruft: «Was ich euch habe sage wolle, mer hawe jetzt genug Birger, mer brauchet keine mehr.»

Nun, vor eintausendneununddreissig Jahren kamen meine Frau und ich nach St.Gallen. Sie dürfen nachrechnen: dem Tausendjährigen Reich standen noch acht Jahre, die bösesten, bevor – uns wurde die Gnade zuteil, es gerade noch rechtzeitig hinter uns zu lassen. Ein St.Galler Textilunternehmer hatte mich gefragt, ob ich ihm beim Popularisieren seines Namens und seiner Produkte helfen wolle. Ich wagte es, bei den schweizerischen Behörden und Berufskollegen anzuklopfen; sie wagten es, den Umzug vom Schwabenland nach St.Gallen, mit etwas Möbeln, dreissig Bücherkisten, einem Skyeterrier (das ist ein Hund, bei dem vorne ist, wo es bellt) samt genau fünfhundert Schweizer Franken, zu dulden. Ich erwähne den Hund, weil er sofort besser bekannt wurde als wir. Die St.Galler fragten häufig: Wer sind die Leute, mit denen der Langhaarige spaziert?

Dass die Nazis die Auswanderung gestatteten, verdanke ich der Gewohnheit, seit jeher alle meine Einnahmen zu verbuchen und der Steuer anzugeben. Als Schlussakt einer Reihe die Magenrube drückender Unterhandlungen erschienen wenige Tage vor dem geplanten Tapetenwechsel 98



unangemeldet drei Beamte in unserm Konstanzer Domizil. Als erstes fragten sie, wo ich vor vier Jahren an dem und dem Tag die Zahlung eines Kunden eingetragen und ob ich sie auch gemeldet hätte. Ich konnte es mit einem Griff zeigen, die drei sahen sich einen Augenblick stumm an, einer murmelte «keine Beanstandung», sie erhoben sich und verschwanden. Die Szene dauerte wenige Minuten..., ich darf sie als unsere Lebensrettung bezeichnen.

Mit einem schwierigen Namen zogen wir ins Land. Zwar wird auch in der Schweiz der Frauename oft mitangeführt, zum Beispiel im Telefonbuch. Doch schauen Sie nach, de Maa, wie es sich gehört, ist fetter gedruckt als sein braves Fraueli. Bei mir dagegen finden Sie beide Namen in gleicher Schriftart. Warum? Angesichts so vieler Maier, Mayer, Mayr, Meier, Meyer hatte mir schon die frühere preussische Regierung den Doppelnamen «amtlich» zugebilligt. (Mit diesem Ausscheren zu meinen Unterscheidungsgunsten erklärten sich alle Familienmitglieder einverstanden, nur mein Bruder nicht.) Darum geriet der doppelt gemoppelte «Mayer-Schneider» in die Stadt, die Einwohnerkontrolle schrieb treu und gewissenhaft «Erich Mayer-Schneider-Schneider», Telegramme erreichten mich unter Maja Schneider, Adressen lauteten Schneider Mayer, auch Schneidermeister, und zur Freude des Textilhauses telefonierte nach dort das EMD einmal nach dem Major Schneider. Da hatte ich einen Spitznamen weg. Einen Tag nach meiner Einbürgerung rief der beliebte Zivilstandsbeamte mich etwas beunruhigt zu sich. Ob ich nicht wenigstens für unsere Kinder wieder den einfachen Mayer führen wolle? Sonst würden sie beim Schuleintritt gefragt: «Jo, bisch du öppe scho ghürote!?» Ich wollte – und die Nachfahren wollten es sowieso.

Doch umgekehrt erschreckte mich ein gut schweizerischer Doppelname bereits am zweiten Tag unseres neuen Lebensabschnittes. Wohlgemut schritt ich an den Nachbarhäusern vorbei, da fiel mein entsetzter Blick auf ein Türschildli: Gärtner-Bannwart, der Gärtner hervorgehoben, 99 Bannwart in gewöhnlichen Buchstaben. Tausend Ängste



stiegen in mir auf, vom Regen in die Traufe geraten zu sein, denn aus dem eidgenössischen Begriff Flurwächter hatte man «drüben» die Bezeichnung der Aufpasser auf Hausbewohner geprägt. Griff der Teufel schon bis St.Fiden? Standen wir abermals unter NS-Bespitzelung? Erst Wochen später vertraute ich mich einem Einheimischen an und erfuhr, dass es sich lediglich um den ehrbaren Frauennamen des Gärtners handelte. Ja, wenn alles sich so einfach gelöst hätte. Denn nun folgt ein heikles Kapitel.

Kaum war ich einen Monat in der Firma tätig, als ich schon beweisen wollte, wie bestrebt ich sei, mich anzupassen, Schweizerdeutsch zu sprechen. Mit Stentorstimme rief ich nach Büroschluss vom zweiten Stock einem aus dem Tor tretenden ursanktgallischen Kollegen zu: «Fahren Sie no Huus?» Ach ja, das ging noch lange durch das ganze Huus! Zerknirscht muss ich bekennen, so ungefähr ist es mir bis heute fort und fort gegangen. Manche Jahre später, bei einer Besprechung im kleinen Kreis, fragte mich der Basler Mubadirektor: «Sie entschuldigen, wenn ich Schweizerdeutsch rede?» – «Selbstverständlich», reagierte blitzschnell mein Chef, die originelle Seele des Betriebes, und auf mich deutend: «Aber ich entschuldige nicht, wenn ER Schweizerdeutsch spricht!» Es war zwar so, ich sollte auch den Export fördern, und alle Schweizer Exportfachleute, wie sie es gewohnt sind, sprachen Hochdeutsch mit mir. Aber das ist keine Entschuldigung. Das für meinen Beruf als Seiltänzer des Wortes erforderliche Schriftdeutsch ausgenommen, bin ich hoffnungslos sprachunbegabt. Ich habe es nicht gelernt, über den Zaun zu springen, wie der Schnabel mir gewachsen ist, ich konnte nur versuchen, mich dennoch nützlich zu machen oder mich mit der zweiten Generation zu trösten. Denn die Kinder wurden, als sie sich auf einer Frieseninsel in ihrer Mundart unterhielten, von deutschen Kindern, die ihnen zuhörten, gefragt: «Seid ihr Türken?» Obwohl sie nicht unbedingt wie Türken aussahen und es damals noch keine Gastarbeiter dort gab.

Und noch ein kleiner Trost: «Aber bei uns in Düsseldorf – das sagt er wenigstens nie», soll eine Auskunft über mich



gelautet haben, als vor der Einbürgerung meine Wurzelfähigkeit erforscht wurde. Doch eine andere schlimme Entdeckung drohte. Der Kantonspolizist beklagte, zwar sei besonders Nachteiliges über mich nicht bekanntgeworden, auch nicht anlässlich des Kropfleerens meiner Sekretärin. Aber ich gehöre keinem Gesangs- und keinem Turnverein an, und jassen habe man mich auch noch nie gesehen. Der mir später in Bern bei einem bundespräsidialen Käffeli dieses schwere Manko anvertraute, Thomas Holenstein, riet dem bekümmerten Beamten, sich bei anderen Vereinen zu erkundigen, etwa beim Hochschul-, Kunst- oder Verkehrsverein. So kam ich mit Not davon. In Bern durfte ich noch mehr Vergnügliches erfahren. Als funkelnagelneuer St.Galler Stadtbürger promenierte ich mit Vorliebe in einem schwarzen Bürgerhut, das gehört wohl zur Psychologie der Tracht. Im «edlen Schweizer Stern» nun, wo ich häufiger weilte, wirkte dieser Chapeau Wunder. Jedesmal, wenn ich gewohnten Fusses an einer von einem Verkehrspolizisten bewachten Strassenkreuzung auftauchte, gab der Hüter der Ordnung mir und den Mitpassanten sofort den Weg frei. Das sprach sich bei meinen Geschäftsbekanntnen herum, und öfter hiess es um die Mittagszeit: «Folget ihm, dä isch de neu Winkelried!» Kunststück, solche Kopfbedeckung macht den Mann, erst recht in der Bundeshauptstadt. Aber auch in St.Gallen! Freudig hielt mich auf der St.Leonhard-Strasse der populäre Standesvertreter unseres lieben Nachbarkantons an. «Kollege, was machen Sie denn in St.Gallen?» Seb war zuviel der Ehre, und nach meinen ersten stammelnden Worten fragte er enttäuscht: «Ja, sind Sie denn nicht der Ständerat Guisan?» Nein, der war ich nicht, dennoch schwoll mein Kamm.

Denn nach Innerrhoden führen sowieso, über ein Menschenalter zurück, die Erinnerungen des Neubürgers, bevor er Neubürger wurde. Mit Werner Bischof, als Mensch gleich wunderbar wie als Künstler, entstanden bezaubernde Aufnahmen von Handrollsäumerinnen in ihrer herrlichen Tracht. (Als ich ihre Fertigkeit mit «handrolliert» titulierte, schrieb ein ergrimmtter Journalist, man



habe keinen Ausländer nötig, um diese seit langem geübte Kunst der Appenzellerin an die grosse Glocke zu hängen. Stimmt, ihr Lieben, nur läutete vorher niemand.) Während Bischof fotografierte, versuchte ich einmal wieder, in der Frühzeit meiner Anpassungsbemühungen, ein Gespräch mit dem Bauern und Besitzer des Heimetli. Es lag auf einer grünen Bilderbuchwiese, mit schönstem Ausblick in nahe und weitere Nachbarschaft. Voller Begeisterung über letztere fragte ich ihn (fragen Sie nicht, liebe Leser, mit welcher Aussprache): «Nach Trogen kommen Sie wohl öfters?» Lautstark bekam ich es zurück: «Troge? Mit desebe vechehre me nüd!» Die Abfuhr hinderte aber nicht an späterer guter Freundschaft wie im Laufe der Zeit mit manchen Appenzellern, trotz oder gar wegen der Sprachbarriere? Weil sie mich dann wenigstens nicht für einen St.Galler hielten? Sogar zu einem Übernamen, dem «Schwägalp-Erich», habe ich es gebracht.

Es sind nicht meine einzigen ländlichen Erlebnisse geblieben. Auch der Kanton St.Gallen trug einige bei – in des Emigranten Landdienst! Wer meine sportliche Erscheinung kennt, weiss im voraus, da musste etwas schiefgehen, bei allem guten Willen, was tut der Salon bei den Kühen? Nun, die Bauern, denen ich zugeteilt wurde, trugen ihr Schicksal mit mehr oder weniger Fassung. Und ich, wenn ich die Lobe hütete, trug bei Regenwetter den offenen Schirm. Die Viecher merkten natürlich bald, wer der Meister war, und rissen aus. Ich mit Geschrei und Schirm, jetzt als Drohmittel, hinterher. So brachte ich sie doch, nach langer Einzeljagd, wieder zusammen und meinen Herrn samt Familie, die von ferne zusahen, zum Lachen, besonders, als ich eine Lobe am Schwanz packte, um sie zurückzuführen, was sie aber mit mir tat. Einmal kam ein Wiler Geschäftsmann, mit dem ich in beruflicher Verbindung stand, in Verschwörung mit meinem Chef und, na ja, angestachelt von der Neugier der ganzen Firma, heimlich zum Bauern und erkundigte sich: «Du hast doch da einen Knecht aus St.Gallen, wie ist er?» Ich putzte grade den Stall und durfte mit anhören: «Jo, was söll i säge? Er cha jo



Nimm Anteil,  
ernsten Anteil  
an dem, was das  
Kind spielt!  
Der Mensch wird  
erst da ganz  
Mensch, wo er spielt...

Gutes Spielzeug und sinnvolle Beschäftigung gewinnen für die Erziehung unserer Kinder immer mehr an Bedeutung. Für die heranwachsende Jugend und für Erwachsene sind spielerische oder bastlerische Hobbys begehrte Helfer für sinnvolle Gestaltung der Freizeit. Unser Ziel ist deshalb, Kindern, Eltern, Erziehern und allen Schenkenden als beratender Partner zur Seite zu stehen. Wir freuen uns, Sie bei uns begrüßen und fachmännisch beraten zu dürfen.

Das sympathische Fachgeschäft

Zolli•bolli

Spiel + Freizeit

Marktgasse 19, St.Gallen, Telefon 227086



# Die natürlichste Sache der Welt.

Seit es Menschen gab oder,  
biblisch gesprochen, seit Adam und Eva  
aus dem Paradies  
vertrieben wurden, dienten ihnen Felle  
als Schutz  
gegen Kälte und Witterung.

*(aus dem Sachbuch für Pelz- und Tierfreunde)*

*Um dem Raubbau wirksam entgegenzutreten, wurde die gelenkte Zucht geschaffen.*

*Wollte man sich die Tiere nicht mehr nutzbar machen, hätten wir einen Mangel an Leder und Pelz für Kleidung und andere Zwecke.*

*Wir suchen für Sie auf den grossen Pelzmärkten Modisches und Tragbares. Daher können wir Sie in jeder Hinsicht fachmännisch beraten.*

**LOOSER**

*Fachgeschäft für Pelzmode, Spisergasse 8,  
9000 St.Gallen, Telefon 22 36 60*



Libri quosdam ad scientiam  
quosdam ad insaniam  
deduxere.

Manche verdanken  
den Büchern ihr Wissen,  
manche ihre Torheit.

*Plinius*



FEHR'SCHE  
BUCHHANDLUNG AG

*9001 St.Gallen, Schmiedgasse 16, Telefon 221152*



*Glücklich der Mann,  
er sei ein König  
oder ein Geringer,  
dem in seinem Hause  
Wohl bereitet ist.*

Goethe

*Wir verkaufen nicht nur,  
wir beraten Sie auch –  
damit Sie eine glückliche Wahl treffen.  
Unser Fachpersonal ist kompetent in allen Einrichtungsfragen.*



MÖBEL MÜLLER

*Schützengasse 7 (zwischen Kleider Frey und Kantonalbank)  
Grossauswahl auf 7 Etagen und 2000 m<sup>2</sup> Ausstellfläche  
Verwaltung und Fabriklager: Lehnstrasse 90, St.Gallen-Bruggen  
Gleiches Haus in Winterthur*



schreibmaschinele, und da chan i nöd.» Es gab übrigens nach drei Wochen eine Überraschung, als wir beide, mein Ackermann und ich, die Kleinheit unserer Welt aneinander erfuhren. Eines Abends betrieben wir Familienkunde, früh lernte ich, mit ihr gewinnt man Schweizer. Auf einmal waren wir verwandt! Seine Grossmutter und die Grossmutter des Berner Onkels meiner Frau stammten aus der gleichen Sippe des gleichen Dorfes. Da musste ich, was er schon vorher mit mir durfte, ihn duzen. Jahre später trafen wir uns auf der Olma. «Hoi Erich», «Hoi Emil!» Und schmunzelnd fügte er hinzu: «Du, ich bin dann beim Washington vorbeigegangen. Da arbeitest du aber in einer noch grösseren Schüür als bei mir.»

Bei einem anderen Landwirt versuchte ich es mit dem «Organisieren» seines Betriebes. Jedes Ding an seinen Ort. Er lohnte es mir nicht schlecht. August 1944 herrschte wochenlang Gluthitze. Wasser musste gespart werden, zuerst kam das Vieh, dann der Mensch. Most dagegen war genug vorhanden, ein paarmal «Wäsch di mit Moscht» die Parole. Abends gehörte zu meinem Aufgabenbereich «Hütt zue!», die Milch zur Käserei zu bringen. Strahlend empfing den Mayer nach der Rückkehr von der Meierei die ganze Familie. Da stand am heissesten Tag ein Eimer mit echtem Naturwasser vor der Tür. Sie: Vater, Mutter, sechs Kinder, hätten sich darin schon alle die Füsse gewaschen, mich aber nicht vergessen – jetzt dürfe auch ich. Und ich wusch.

Ob ich mit solchen oder ähnlichen Heldentaten im Laufe der Zeit meine Anpassungsfähigkeit oder wenigstens den Willen dazu bewiesen hatte – eines schönen Tages nahmen die St.Galler Stadtbürger mich bei sich auf. Mit über achtzig Gegenstimmen, sie werden gewusst haben, warum. «Wenn er auch nicht spricht wie wir», wurde ich dann später einmal vorgestellt, «gehört er doch zu uns.» Das war ein beglückendes St.Galler Erlebnis. Und ich versuchte, so schlecht und recht ich es vermochte, immer wieder den Schaden gutzumachen, den die Ortsbürgergemeinde durch ihr an mich verliehenes Bürgerrecht ihrer Reputation zuge-



fügt hatte. Nicht stets nach dem Geschmack ihrer Mitglieder.

Zum Beispiel meine nicht gerade typisch sanktgallische Maxime, Sparsamkeit sei die Kunst, das Geld so auszugeben, dass es keine Freude bereitet, brachte den Neubürger in Meinungsverschiedenheit mit einer, wenn ich sie so nennen darf, echt sanktgallischen Eigenschaft: nicht so leicht zu frieren und, wo nur irgend möglich, mit der Heizung hauszuhalten. Das begann im privaten Wohnblock, wo ich im Alleingang so lange «müdete», bis tatsächlich – und dann zur Freude der Mitbewohner – ein wirkungsvollerer neuer Heizofen den damals noch gar nicht alten ersetzte. Fortführung in einer Mitgliederversammlung des Kunstvereins. Dort wurde anlässlich einer Ausstellung des Malers Piet Mondrian im Zürcher Kunsthaus mit Kummer erwähnt, den Bildern des für den Durchbruch zur neuen Bildkunst so bedeutsamen Holländers drohe grosse Gefahr: weil technisch unzureichend vorbereitet und montiert, könnten sie bei der Wärme in den Museen zugrunde gehen. Flugs erhob ich mich und begrüßte den einzigartigen Glücksfall, dass St.Gallen alle Mondrian-Gemälde zu retten in der Lage sei – indem wir sie im alten Museum aufhängen. Dort sei es im Winter so kalt, dass nicht nur alle Besucher elend frören, sondern viele Kunstfreunde überhaupt von einem Besuch abgehalten würden. Nun aber winke uns die Gelegenheit, wenn nicht für die Gesundheit unserer Mitmenschen, so doch etwas für diejenige der Kunst zu tun und damit St.Gallen auch in dieser Beziehung weltberühmt zu machen. Am nächsten Tag rief mich unser Bürgerratspräsident an. Das Gremium habe beschlossen, die Kohlenzuteilung für das Museum um eine namhafte Tonnenzahl zu erhöhen.

Wenige Monate später Bürgerversammlung zu St.Laurenzen. Auf der Tagesordnung standen unter anderem die Beiz auf dem Freudenberg und der Abbruch des Hauses. Engagiert meldete sich mit seinem unverkennbaren Tonfall der Neubürger zu Wort, unverzüglich Zwingli zitierend («Tut um Gottes willen etwas Tapferes!»), zum Stirnrun-



zeln gewiss oder mindestens zur Belustigung manchen Altbürgers. Es war ein harmloses Votum, harmlos jedenfalls für die hohe Behörde. Denn wieder rief mich am nächsten Tag einer der Ihren an, der unvergessliche Curt Schirmer. Aufgeatmet hätten sie nach meiner Kurzrede, weil, als ich das Wort ergriff, ein Bürgerrat dem anderen zuflüsterte: «Um Himmels willen, jetzt verlangt er auch für die Laurenzen-Chele eine bessere Heizung.»

Oft in Reibung, die aber Wärme erzeugt, geriet ich als schon erwähnter Seiltänzer. Mancher Alemanne bemühte sich um den Nachweis, manche meiner Werbetexte seien unschweizerisch, erinnerten da und dort an allzu germanische Wendungen. Es war manchmal sauglatt. Dass man hierzulande nicht «die Kuh vom Eis führen» darf, ja, das hab' ich gelernt. Und dass ich mich hüten soll, «Urlaubs»-statt Ferienfreuden zu versprechen. Das immer häufiger zu vernehmende «Tschü-üss», anstelle des vertrauten Ciao, noch lieber: uf Wiederluege, stört auch mich empfindlich. Wie weit indessen über den von den Baslern so genannten Jordan die Wellen urtümlicher Sprachähnlichkeiten schlagen, entdeckte ich zu meinem nicht geringen Staunen in dem Urbasler Buch «Verstoosch hösch». In ihm finden wir die berlinerische Liebeserklärung «Ick hau dir einen in deinen Bahnhof, dass dir die Jesichtszüge entjleisen» als typischen Chnullerispruch auch für Glaibasler: «I hau der aini uf e Baanhoof, dass der d Gsichtszüüg entglaise!» Allein, dass «geht's besser» durchaus dem schweizerischen Sprachempfinden entspricht, konnte ich einem misstrauisch meine Schreibweise korrigierenden Kunden nicht beweisen: es müsse bii üüs «geht *es* besser» heissen. Denn als ich mich auf Jeremias Gotthelf berief, bei dem wir den Apostroph vor dem s immer wieder finden, erklärte er den Dichter für nicht zuständig. Vielleicht, so hoffe ich, geht seine Frau trotzdem mit Vergnügen in St.Galler Läden, «wo's Poschte Freud macht». (Und sei es nur, weil dieser Spruch nicht von mir stammt.)

Auch mir macht's Freud, in St.Gallen per pedes zu flanieren, der Stadt, in der der ehemalige Grossstädter atmen



kann. Gewiss, ab und zu denke ich mit etwas Sehnsucht an die breiten Avenuen der früheren rheinischen Heimat. Aber wenn ich dann durch unsere engen Gassen gehe, Dom und St.Laurenzen in trautem Verein erblicke, überall Bekannten begegne, solchen, die mich gut leiden, und anderen, die mich nicht leiden können, ergreift mich Zugehörigkeit, ob sie wollen oder nicht. Ich jedenfalls wollte nicht an einem mir fremden Ort, sondern nur dort eingebürgert werden, wo ich mich wieder daheim fühlte und immer bestrebte, den anderen zu verstehen, ihn so zu schätzen, wie er ist. Dass er, der andere, öppedie anders reagiert, verstehe ich auch. Deshalb wage ich es noch nicht – ich zitiere da einen berühmten Zürcher Neubürger – «wir Schweizer» zu sagen, aber bis zu «uns Schweizern» habe ich es schon gebracht. Dabei weiss ich genau, was Mark Twain so ausgedrückt hat: «Wir lieben Menschen, die frisch heraus sagen, was sie denken – vorausgesetzt, sie denken dasselbe wie wir.» Ich kann von den St.Gallern nicht erwarten, dass sie ihren «Eingeschneiten», seine «spitze» Art oder seine Ironie (die, nachdenkenswert, in der Schweizer Mundart nur mit «Zynismus» übersetzt wird, was aber nicht zutrifft) besonders schonungsvoll behandeln. Darum erst recht möchte ich jene, die mit diesen neubürgerlichen Kurzgeschichten alles andere als zufrieden sind, beruhigen: sie befinden sich in bester Gesellschaft. Prägte doch – freilich in meiner Gegenwart – einer der urchigsten St.Galler, Stadtbürger dazu, das unzweideutige Verdikt: «Jo, dä M-S, vor de Ibürgerig isch er en Schwob gsii, noch de Ibürgerig isch er en ‚Sau-Schwob‘ worde!» Und letzterer empfiehlt sich so dem ane mit der Bitte um Vergebig als Ihr

*Erich Mayer-Schneider*